

GASTKOMMENTAR

„House of Cards“ aus Brüssel



JOHANNES HILLJE

Wieder einmal drängt sich der Verdacht auf, dass Briten und Kontinentaleuropäer vollkommen aneinander vorbeireden. Das britische Unterhaus trifft Entscheidungen zum Brexit mit freundlicher Ignoranz gegenüber Beschlüssen der EU-Institutionen. Schon im Vorfeld des Ausstiegsreferendums spielte den Brexitern in die Karten, dass auf der Insel eine sehr spezielle EU-Debatte geführt wird: Die Berichterstattung über die EU war stets von Mythen geprägt, die Brüssels einzige Mission darin sahen, den Briten den Spaß am Leben wegzuregulieren. Mutmaßlich ins Herz traf die Briten etwa die Meldung, dass die Queen wegen neuer EU-Arbeitsschutzrichtlinien ihren Tee in Zukunft eigenhändig kochen müsse. Die Leave-Kampagne baute auf der Tradition solcher EU-Mythen auf und machte sie zu ihrer digitalen Massenmanipulationswaffe.

Trotz der Eigenart des britischen EU-Diskurses offenbart dieser ein Problem, das gerade zu den Europawahlen die ganze Union betrifft: Die Dysfunktionalität der europäischen Öffentlichkeit. Die öffentliche Arena ist in Europa national und zunehmend digital organisiert. Hinsichtlich Themen, Akteuren und Sichtweisen sind Debatten über europäische Politik einseitig national geprägt. Die Mitgliedsländer reden zwar viel mehr als früher über die EU und auch übereinander, aber immer noch viel zu wenig miteinander. Stattdessen verhandelt Europa europäische Themen in nationalen Filterblasen. So werden EU-Gipfel von den Medien regelmäßig wie Gladiatorenkämpfe beschrieben, bei denen Nation gegen Nation kämpft. Das europäische Gemeinwohl wird als Deutungsrahmen von den nationalen Filterblasen ausgeschlossen. Nationalisten bringt das in die komfortable Lage, ihre Positionen nicht gegenüber einem europäischen Interesse rechtfertigen zu müssen.

Auch das „nationenlose“ Internet konnte einer europäischen Öffentlichkeit bisher nicht auf die Sprünge helfen. Die digitale Öffentlichkeit ist privatisiert und oligopolisiert. Sie wird von Plattformen wie Facebook dominiert, deren Existenz auf der Monetarisierung persönlicher Daten basiert und deren Inhalte der Aufmerksamkeitsökonomie unterworfen sind. Die ökonomisierte Aufmerksamkeit ist von der demokratischen Diskurskultur losgelöst, auch davon profitieren Populisten und Extremisten. Die europäische Gemeinschaft sollte sich nicht länger zerreden lassen. Für eine Debatte über die Zukunft der EU braucht es einen europäischen Kommunikationsraum.

Ein zeitgemäßes Modell könnte dafür eine digitale Plattform in öffentlicher Hand sein. Damit ist weder eine Verstaatlichung von Facebook noch EU-Propaganda gemeint. Es geht vielmehr darum, das duale System klassischer Medien in den digitalen Raum zu übertragen. Das Nebeneinander von markt- und gemeinwohlorientierten Medien sorgt für einen Ausgleich, etwa zwischen Die Öffentlich-Rechtlichen in Europa könnten sich für eine solche europäische Plattform zusammenschließen. Sie könnten Datenschutz, Transparenz, Pluralismus, Fairness und Sicherheit unabhängig von ökonomischem Druck gewährleisten. Über die konkreten Angebote und Funktionen einer solchen Plattform sollte eine breite Debatte geführt werden. Allemal sinnvoll wäre aber ein europäisches Nachrichtenangebot für einen paneuropäischen Diskurs, das auch Talkshows mit EU-Personal einschließt – und Unterhaltungsangebote in Form von europäischen Serien, etwa ein „House of Cards“ aus Brüssel.

Auch die politischen Partizipation sollte gestärkt werden, sodass sich Bürger beispielsweise effektiver für die Europäische Bürgerinitiative organisieren können. Ein solche Plattform wäre eine robuste Infrastruktur für eine demokratische, europäische Öffentlichkeit. Und ein Gegenmittel zu Nationalismus und Populismus.

Der Autor ist Kommunikationswissenschaftler. Sein neues Buch „Plattform Europa“ erscheint demnächst

ESSAY



PICTURE-ALLIANCE/DPA/FEDERICO GAMBARI

Gene der Neanderthaler

Unsere Autorin lebt in Kalifornien und ist ein Selbstoptimierungs-Junkie. Durch Gentests, die immer günstiger werden, versucht sie, ihren Körper zu manipulieren. Das ist erst der Anfang. Sie will über 100 Jahre alt werden



ARIANE SOMMER

De-tox-Tee? Ist dermaßen gestern. DNA-Tests sind aktuell das Ding für Selbstoptimierungs-Junkies wie mich. Und sie werden unser Leben so maßgeblich verändern wie kaum eine andere Technologie zuvor. Das Zukunftslabor Los Angeles ist meine Gegenwart, und hier geht man derzeit den Kernfragen des Menschseins nach: Wer bin ich? Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Allerdings senden wir diese Fragen heute nicht mehr per Stoßgebete gen Himmel, sondern schicken unsere Gene per Spucke mit der Post an Firmen, die darauf spezialisiert sind, sie zu analysieren.

Die liefern nämlich, im Gegensatz zum Firmament, Antworten. Über genetische Veranlagungen, Abstammung, Mutationen und Risiken. Denn unsere DNA ist das, was jeden von uns einzigartig macht, unser Bauplan, unser Buch des Lebens. Und es jetzt lesen zu können, versetzt uns in die Lage, unsere eigene Geschichte zu ändern und mit ihr die der Menschheit. Die Auswirkung von Gutenbergs Erfindung des modernen Buchdrucks ist vergleichsweise ein Plätschern im See – gegen den Tsunami der genetischen Revolution, der auf uns zurast.

Ich habe schon etliche Gentests machen lassen. Sowohl solche für unter 200 Dollar, die nur die im Laborjargon sogenannten Snips (für SNP, Single Nucleotide Polymorphism) analysieren, um beispielsweise genetisch bedingte Krankheiten zu erkennen. Als auch jene für ein paar Tausend Dollar, für die mein ganzes Genom sequenziert wurde. Das Direct-to-consumer-Business im Bereich DNA-Tests ist in den letzten Monaten explodiert. Kostete 2003 die erste Genomsequenzierung eines Menschen im Rahmen des Human Genome Project die US-Regierung noch 2,7 Milliarden Dollar, hat sich die Technologie so schnell entwickelt, dass man Gentests heute, je nachdem wie komplex, schon ab 69 Dollar bekommt. Dutzende von Firmen wie 23andMe, Ancestry, Helix und ORIG3N liefern die Testkits bequem an die Haustür. Man spuckt in ein Röhrchen oder macht einen Wangenschleimhautabstrich und schickt die Probe an ein Labor. Was mir das bringt? Wissen ist Macht.

Ich bin Biohackerin <https://www.welt.de/debatte/kommentare/plus67998204/Ich-bin-40-Und-gesuender-fitter-fokussierter-denn-je.html>, was bedeutet, dass ich ständig dabei bin, meinen eigenen Körper zu hacken, sprich, Funktion von Körper, Gehirn und Geist durch Ernährung, physische oder medizinische Methoden zu optimieren. Mein Ziel ist, mindestens 120 Jahre alt zu werden, und die Erkenntnisse, die ich über meine genetischen Stärken und Schwächen erhalte, helfen mir, meinen Lebensstil entsprechend anzupassen, um dieses Vorhaben zu erreichen.

Meine DNA-Analysen geben mir Auskunft über meine Herkunft. Keine großen Überraschungen hier: 75 Prozent Deutsch-Französisch und je ein Schuss Britisch und Skandinavisch im Blut. Zudem Einschätzungen über die vererbliche Variation von Alzheimer und Parkinson. Beruhigend: hier wurden keine genetischen Risikofaktoren entdeckt. Und endlich weiß ich, warum die Kaugeräusche meines Mannes, den ich eigentlich sehr gut leiden kann, solche Aggressionen in mir auslösen: Ich habe eine genetische Veranlagung zur Misophonie. Das ist selektive Geräuschintoleranz. Wenn ich mein eigenes Schmatzen höre, könnte ich mir übrigens auch vor Wut ins Gesicht klatschen. Was nicht so optimal wäre, denn Schmerzmittel vertragen ich genetisch gesehen gar nicht gut. Dafür habe ich genetisch bedingt extrem lange Telomere. Das sind die schützenden Endkappen unserer Chromosome. Ihre Länge ist die Maßnahme für unser tatsächliches, nämlich das biologische Alter (im Gegensatz zum chronologischen Alter). Ich habe quasi einen genetisch eingebauten Jungbrunnen.

Noch genialer ist aber, dass ich einen recht hohen Anteil an Neandertaler-Genen in mir trage. Darunter auch die Variante, die für weniger Rückenbehaarung sorgt. Was ein Glück, das findet auch mein Mann. Außerdem ist mein Genotyp von der Muskelstruktur her ideal für Elite-Athleten und eignet sich wohl auch hervorragend für eine Karriere als Scharfschütze. Sowohl Olympia als auch die Jagd auf al-Qaida und Co. sind in diesem Leben an mir vorbeigegangen. Hätte ich die Information schon vor 20 Jahren gehabt, sähe das vielleicht anders aus.

Was mir aber konkret im Jetzt nützt, ist zu wissen, dass ich ein erhöhtes Risiko für Diabetes Typ 1 und 2 habe. Zucker ist nun, bis auf wenig Obst, aus meiner Ernährung verbannt. So erstickte ich im Keim, was mich sonst in zehn Jahren böse überrascht hätte. Gentests ermöglichen es mir, Maßnahmen zu ergreifen, die lebensverlängernd und sogar lebensrettend sein können. Denn unsere Gene allein bestimmen nicht unser Schicksal. Zum großen Teil haben wir es selbst in der Hand. Der Wissenschaft der Epigenetik zufolge besteht nämlich ein hochkomplexes Zusammenspiel zwischen unseren Genen und unserem Lebensstil: Was wir essen, trinken, lesen, wie wir denken, die Luft, die wir atmen, unsere Umgebung, all dies kann unsere Gene beeinflussen und verändern.

Aktuell sind Gentests nicht immer 100 Prozent präzise. Was vor allem daran liegt, dass oft Dutzende oder gar Hunderte von Genen zu Merkmalen wie Haarfarbe und Körpergröße beitragen. Bei Risiken wie Krebs oder Neigung zu Übergewicht wird es noch komplizierter: Denn es gibt nicht das eine

Fett-Gen. Deshalb sollten Testresultate von Experten ausgewertet und nicht im Alleingang interpretiert werden. In LA konsultierte ich deswegen einen sogenannten Genetic Counselor. Die Erkenntnisse, die ich in Bezug auf meinen Körper und mein Leben bekommen habe, sind enorm. Aber die Antworten sind nichts gegen die monumentalen Fragen, die sie aufwerfen. Und denen müssen wir uns alle stellen, und zwar jetzt.

Die Technologie steckt noch in den Kinderschuhen, aber sie entwickelt sich rasend schnell und wird sich nicht aufhalten lassen. Dem Consulting-Unternehmen Global Market Insights zufolge wird der globale Gestest-Markt 2024 über 22 Milliarden Dollar umsetzen. Ich denke, dass Gentests in der nahen Zukunft in vielen Ländern umsonst erhältlich sein werden.

2018 sponserte die Regierung von Estland ein Programm, das kostenlos die Gene von 100.000 der 1,3 Millionen Einwohner untersuchen ließ, um den Ausbruch genetisch bedingter Krankheiten zu reduzieren. In Zukunft könnten schon Neugeborene eine Analyse ihres gesamten Genoms bekommen, samt Risikoliste für beispielsweise Brustkrebs, Diabetes und Herzkrankheiten. Die Eltern hätten somit eine Gesundheits-Gebrauchsanleitung für ihr Kind. Eigentlich eine gute Sache, oder?

Aber was ist mit der Privatsphäre? Wollen wir, dass Regierungen, Krankenhäuser, Versicherungen, Arbeitgeber über unsere DNA Bescheid wissen? Ich habe meine Gentests unter falschem Namen, falscher Adresse, falscher E-Mail und Prepaid-Kreditkarten machen lassen. Neurotisch? „Ganz und gar nicht, das war klug von Ihnen“, sagt mir Professor Robert Klitzman, Direktor des Bioethik-Programms der Columbia-Universität. „Man muss sehr vorsichtig sein, wenn man diese Daten gibt. 23andMe zum Beispiel verkauft Kopien dieser Daten an Pharmaunternehmen. Vielen Menschen ist das nicht klar. Auch nicht, dass es Gene gibt, die zu Diskriminierungen führen könnten.“

Der Wert von 23andMe wird aktuell auf zwei Milliarden Dollar geschätzt. Letztes Jahr erhielt die Firma vom Pharmariesen Glaxo-Smith-Kline eine 300-Millionen-Dollar-Investment-Finanzspritze. Gründerin von 23andMe ist übrigens Anne Wojcicki, die Ex-Frau von Google-Gründer und 23andMe-Investor Sergey Brin. Datenkrake und DNA, irgendwie klingt der Mix gruselig. Und welche Daten könnten wichtiger sein als unsere DNA? Eine Datenbank mit der Information von Hunderten Millionen von Menschen, komplett mit Namen, Wohnadressen, E-Mails und DNA wäre die mächtigste und wertvollste Datenbank in der Geschichte der Menschheit. In einem dystopischen Hollywoodfilm wäre diese Datenbank die Mutter aller Horrordatenbanken. „Gattaca“ lässt grüßen.

Data-Mining ist nur der Anfang. Vom Gestest zur Genom-Editierung ist es nur ein kleiner Schritt. Im November 2018 gelang es chinesischen Wissenschaftlern angeblich, durch das CRISPR-Verfahren das Genom menschlicher Embryonen zu editieren, um sie dadurch vor HIV zu schützen. Was nicht nur ein biologisches Minenfeld ist, sondern auch ein ethisches. Ein Großteil der US-Bevölkerung ist für zukünftige Genom-Chirurgie an Embryos, um Krankheiten zu eliminieren. Noch sind die meisten gegen die Art-Editierung, die Babys klüger, größer oder stärker machen würde. Betonung: noch.

In unserer immer wettbewerbsintensiveren Gesellschaft liegt der Gedanke, dass Eltern in Zukunft genetische Merkmale ihrer Kinder schon im Embryonalstadium auswählen oder löschen, so fern nicht. Evolution in Echtzeit. Genetische Chirurgie wäre zunächst nicht erschwinglich für Normal- oder Wenigverdiener. Das Ausmerzen genetisch bedingter Krankheiten wäre somit Privileg der Reichen. Aber dürfen wir deshalb eine Technologie aufhalten, die es Menschen ermöglichen würde, ohne Krankheit geboren zu werden? Oder müssen wir dafür sorgen, dass sie durch die allgemeine Krankenversicherung abgedeckt wird, damit jeder gleiche Chancen hat?

Auch wenn ein Unterschied besteht zwischen dem Entfernen einer Mutation und der Eugenik, hat es doch ein Geschmäcke. Was wird aus uns, wenn wir entscheiden, welch genetischer Mensch überhaupt geboren werden darf? Eine gesunde Gesellschaft kann nicht nur aus Superathleten und Superprofessoren mit silbernen Augen bestehen. Ein Mensch ist nicht die Summe seiner „perfekten“ Gene. Und, hier gebe ich mich auf schwieriges Terrain, ist in einer genetisch perfektionierten Zukunft ein Stephen Hawking möglich? Ist der große Wissenschaftler erst durch sein Leiden an ALS zu dem geworden, der er war? Wäre Vincent ohne seine Depressionen der Van Gogh, die der Welt kennt? Und was ist mit Abraham Lincoln, der am Marfan-Syndrom litt? Sind es nicht gerade auch unsere Schwächen, die uns stark machen?

Trotz meiner Bedenken bin ich für Gentests. Freiwillig und mit streng geschützten Daten. Sie könnten viele Leben retten. Aber diese Technologie und ihre Ableger werden nur dann dem Gemeingut dienen, wenn wir uns alle jetzt der Debatte stellen. Dies ist mein Aufruf. Wir können die Zukunft nicht aufhalten, aber wir können beeinflussen, ob sie Utopie oder Dystopie wird.

Die Autorin ist Kolumnistin, Moderatorin und ein Model

IMPRESSUM

Verleger AXEL SPRINGER (1985 f)
Herausgeber: Stefan Aust
Chefredakteur: Dr. Ulf Poschardt
Stellvertreter des Chefredakteurs: Peter Huth, Oliver Michalsky, Arne Tietz
Stellvertretende Chefredakteurin: Dagmar Rosenfeld

Geschäftsführender Redakteur: Thomas Exner
Director Digital Innovation: Niddal Salah-Eldin
Chefredakteur: Torsten Krauel
Redaktionsleiter Digital: Stefan Frommann
Leitung Editionsteam: Christian Gaertner, Stv. Philip Jürgens, Lars Winckler
Creative Director: Cornelius Tittel
Artredaktion: Juliane Schwarzenberg, Stv. Katja Fischer

Politik: Marcus Heithecker, Claudia Kade, Dr. Jacques Schuster, Lars Schroeder
Forum: Andrea Seibel, Stv. Rainer Haubrich
Investigation/Reportage: Wolfgang Bilscher, Stv. Manuel Bewander
Außenpolitik: Klaus Geiger, Silke Mühlherr
Wirtschaft/Finanzen: Olaf Gersemann, Ileana Grabitz, Stv. Jan Dams, Dietmar Deffner, Thomas Exner (Senior Editor)
Feuilleton: Dr. Jan Küveler, Andreas Rosenfelder
Literarische Welt: Dr. Mara Delli-

us
Literarischer Korrespondent: Richard Kämmerlings
Stil/Reise: Adriano Sack, Stv. Sönke Krüger, Inga Griese (Senior Editor)
Sport: Stefan Frommann, Stv. Sven Flohr, Christian Witt, Volker Zeitler
Wissen: Dr. Pia Heinemann, Stv. Wiebke Hollersen
Regionalredaktion Hamburg: Jörn Lauterbach, Stv. Claudia Sewig
Nachrichten/Unterhaltung: Falk Schneider
Community/Social: Wolfgang Scheida, Jörgen Camrath und

Andreas Müller (Social Media)
WELTplus: Sebastian Lange
Video: Martin Heller
GvD Produktion: Patricia Pfan, Stv. Dr. Jörg Forbricht
Foto: Michael Dilger, Stv. Stefan A. Runne
Infografik: Sandra Hechtenberg, Karin Sturm
Chefredakteur Außenpolitik: Dr. Sascha Lehn-artz
Chefredakteurin Wirtschaftspolitik: Dr. Dorothea Siems
Korrespondenten Politik/Gesellschaft:

Ulrich Exner, Dr. Richard Herzinger
Chefredakteur Wissenschaft: Dr. Norbert Lossau
Chefredakteurin: Heike Wovinkel
Leitender Redakteur Zeitschicht: Sven Felix Kellerhoff
Ständige Mitarbeiter: Prof. Michael Stürmer
Autoren: Henryk M. Broder, Dr. Susanne Gashke, Alan Posener, Dr. Kathrin Spoerl, Benjamin von Stuckrad-Barre, Hans Zippert
Auslandskorrespondenten: Brüssel: Hannelore Croll,

Dr. Christoph Schiltz
Budapest: Boris Kalnok
Istanbul: Deniz Yücel
Jerusalem: Gil Yaron
Kapstadt: Christian Putsch
London: Stefanie Bolzen, Thomas Kießling
Madrid: Ute Müller
Marrakesch: Alfred Hackenberg
Moskau: Pavel Lokshin
New York: Hannes Stein
Paris: Martina Meister
Peking: Johnny Erling
Prag: Hans-Jörg Schmidt
Warschau: Philip Fritz
Washington: Steffen Schwarzkopf, Dr. Daniel Friedrich
Sturm